

## ... HAT MEINE MUTTER GESAGT

**Hilda Siri**

### I

„Es hat doch alles seine Wissenschaft“, hat meine Mama gesagt. Ich war zufällig dabei, als meine Mutter zu dem neuen Spruch kam. An einem Spätnachmittag saß ich bei meiner Mutter hinter dem Tresen der Stoffabteilung ihrer Riesenfirma in Ijuí. Es war der Packraum. „Mama, warum steht hier außer den beiden Stühlen auf denen wir sitzen nur noch einer?“ fragte ich. „Wenn hier noch mehr Stühle stünden, würden noch mehr Leute hier Platz nehmen zum Schwätzen und zum Beichten.“

Es dauerte auch gar nicht lange, da kam jemand, der den freien Stuhl besetzte, natürlich nach Händedruck und halbem ‚Abraço‘ (nur gerade die Hand auf den Arm legen). Es war Fritz Franke ein indirekter Vetter, so um fünf Ecken, von meiner Mutter. „Na, Fritz, was führt dich denn hierher?“ „Weißte, Pauline (Name meiner Mutter) ich war auf einem Begängnis hier in der Stadt. Die Tote war zwar von Linie 3 aber ist hier beigesetzt worden, wegen der Familie, der ganzen Sippschaft von den Kluwkes. Não, Pauline, kannst du dir das vorstellen? Menschen waren da... Die sind sich nur so auf den Füßen herum- getrampelt. Alles zu eng. Da liegen schon so viel und so dicht nebeneinander... Nicht wie bei uns. Glücklicherweise war alles so weit: Die Leute haben gesungen, der Pfarrer hat gepredigt, hat auch alles richtig gesagt, was man wissen muss, ausführlich, von der Verschiedenen, ihr Alter, Geburtsort, Zahl der Kinder, der Familie und so. Dann hat der Frauenchor gesungen, es wurde gebetet, dann hat noch ein gemischter Chor gesungen, dann hat der Vorsitzende von unserer Gemeinde noch ein langes Loblied auf die Frau gesungen von wegen Frauenhilfe und Gemeindeförderung. Na ja, von der Seite hatte ich sie gar nicht gekannt. Und dann, Pauline,“ er patschte meiner Mutter auf das mollige Knie, ausgerechnet auf das rheumatische, so dass sie schmerzhaft den Mund verzog. Fritz sah es, aber interpretierte es falsch. „Pauline“, sprach er tröstend, „du darfst das nicht so tragisch nehmen. Ich erzähle es dir ja nur, weil ich alles so scheen fand, und so etwas noch nie erlebt hatte.“

„Ist schon gut, Fritz,“ sagte meine Mama geduldig. „Erzähl nur weiter, Fritz.“

„Und dann, Pauline, haben wir ein Lied gesungen von 23 Strophen. Du weißt schon, damit man nicht hören sollte, wie die Schollen auf den Sarg polterten. Es gab auch einen Abschiedssegens. Ich war so beeindruckt, dass ich allen Leuten die Hand drückte, dass viele meinten, ich wäre der Hauptleidtragende. Und weißte, was ich da bei mir dachte? – Es hat doch alles seine Wissenschaft!“

„Ja, so ist es, Fritz“ der Schalk blitzte ihr aus den Augen. „Alles hat seine Wissenschaft.“

### II

„Hat's n' Zweck?“ hat meine Mama gesagt, besser gefragt, gewöhnlich dann, wenn irgendwo eine Diskussion oder ein Streit im Gange war. Und fügte noch hinzu: „Der beste Streit taugt nichts“. Ganz besonders dann, wenn junge Ehepaare sich in den Haaren lagen. Wie immer gibt ein Wort das andere, und jeder will Recht behalten. Reichen die aktuellen Argumente nicht aus, werden noch alte ausgegraben. Und: „Habe ich's dir nicht gleich gesagt, aber du willst ja alles besser wissen.“ u.s.w. So geht es, bis

sie handgreiflich werden, oder einer doch mal zur Einsicht kommt. Als Kinder haben wir dann häufig gesagt: Der Klügste gibt nach, und du bist der Dümme.

Da fällt mir ein Gedicht ein, das mir meine Urgroßmutter oft aufsagte; gewöhnlich abends, wenn sie die Füße in einer Schüssel voll heißem Wasser wusch und ich ihr dann mit einer dicken Stopfnadel die zahlreichen Sandflöhe rausmachte. Von diesem Gedicht habe ich leider nur zwei Verslein behalten. Der Inhalt des Gedichtes war folgender:

Ein junges Paar war den heiligen Bund der Ehe eingegangen, natürlich ‚arch‘ verliebt. Die Flitterwochen waren Gold. Aber als der schöne Wahn vorüber war, stellte sich heraus, dass das junge Frauchen zänkerisch veranlagt war, und vor allem immer das letzte Wort behalten wollte. Zuerst dachte der Mann (laut Gedicht): Ein bisschen Widerspruch muss sein, denn „bei immer ja und immer nein, schläft man zum Schluss vor Langeweile ein.“

Der Ehemann, der um einiges älter war als sie und auch Herr im Hause bleiben wollte, aber ohne täglichen Streit, dachte, da muss etwas geschehen, um ihr den Zankteufel auszutreiben. Sie ist doch ein schönes, liebes Weibchen und ich habe sie lieb.

Er ließ sich folgendes einfallen. (Ich bitte Sie zu bedenken, dass das Gedicht schon über hundert Jahre alt ist). Der Ehemann ging zu einem Tischler und bestellte sich eine große Wiege. Ja, Wiege, worin man einen Säugling wiegt. Er kaufte noch allerhand Sachen, als wollte er einen Säugling ausstatten, vor allem meterweise Wickelband. Damals wurden die Säuglinge noch gewickelt. Als der Tischler die Wiege gebracht hatte, umarmte er seine junge, zierliche Frau so fest, dass sie sich nicht mehr wehren konnte, legte sie in die Wiege und unwickelte sie mit dem Wickelband, bis sie keinen Arm und kein Bein mehr rühren konnte und band sie in der Wiege fest. Er setzte sich davor und sang: „Heia, popaia, was raschelt im Stroh? – Das sind die kleinen Gänselein, die haben keine Schuh. – Der Schuster hat’s Leder, keine Leisten dazu. – Drum laufen die kleinen Gänselein ja immer ohne Schuh.“ Er dachte dabei, was soll ich anderes tun, denn: „Und wollt’ man ihr den Schädel spalten, sie muss das letzte Wort behalten.“

Die Frau schrie und tobte. Der Mann verlor die Ruhe nicht, er wiegte und wiegte, steckte ihr ab und zu einen Schnuller in den Mund. So ging es den ganzen Tag, er wiegte und wiegte, bis seine Frau endlich ermattete. „Siehst du“ sagte er freundlich zu ihr, „so macht man es mit Frauen, die sich benehmen wie kleine Kinder.“

Schließlich bat die Frau: „Bind mich los. Ich will mich auch niemals mehr so kindisch benehmen.“

Der Mann band sie los und herzte und küsste sie, bis sie fast den Atem verlor.

Seitdem lebten sie friedlich und in Freuden. Und die Wiege diente noch manchem Kind, Beweis ihrer Liebe und Eintracht.

### III

„Man muss jeden nehmen wie er ist“, hat meine Mama gesagt. Es würde niemand einfallen, eine paar Krümel Gold auf einer Dezimalwaage zu wiegen; ebenso, wie keiner einen Sack Bohnen auf die Goldwaage legen würde. Praktisch wäre das auch gar nicht möglich. Ein grobes Beispiel, ich gebe es zu. Warum aber wollen wir den Menschen, Material, das tausendmal feiner ist, sensibler, wertvoller, die menschliche Natur, jede auf der gleichen Waage wiegen, mit dem selben Maßstab messen. Wie will man einen Künstler, sei’s ein Maler, Bildhauer, Schriftsteller oder ein Erfinder, die ihre Intelligenz, ihr Einfühlungsvermögen täglich verfeinern, vervollkommen müssen, vergleichen, d.h. messen wollen an einem Geschäftsmann, einem Techniker, einem Bauer oder Strassenarbeiter, die andere Fähigkeiten entwickeln müssen um sich selbst

und ihrer Umwelt gerecht zu werden. Ein unmögliches Vorhaben.

Und deshalb tut es mir manchmal in der Seele weh, wenn einer meiner Mitmenschen schonungslos verurteilt wird. „Mit dem ist nichts los; er hat es zu nichts gebracht.“

Oder, wie ein Bibelwort lautet: „Gewogen, gewogen und zu leicht befunden.“

Hat niemand gefragt: Warum? Hat er selbst seine Fähigkeiten nicht erkannt, oder noch nicht. Hat ihm jemand helfend die Hand gereicht, ihm ein freundliches Wort geboten? Hat ihm der Antrieb gefehlt? Hat ihm jemand helfend die Hand gereicht, ihm eine Chance geboten? Wiegen, messen ist immer ein Vergleich. Auf die eine Waagschale kommt ein herkömmliches Gewicht auf die andere kommt das Objekt, in diesem Fall der Mensch. Das kann doch nicht hinhalten. Ich meine, meine Mama hat wieder einmal Recht, wenn sie sagt: Man muss den Menschen nehmen wie er ist.

#### IV

Heute ist es nicht meine Mama, die gesagt hat, sondern Schwester Olinda. Wer, im fortgeschrittenen Alter, hat sie nicht gekannt, die holländische Franziskanerin vom Hospital von Santa Cruz? Das katholische Hospital, gleich hinter dem monumentalen Dom der Hauptstadt des Tabaks, von Franziskanerinnen geleitet.

Nebenbei... Kennt ihr deren Wahlspruch? – Gott wird sorgen.

Das dritte Wort der guten Ordensschwester war: „Es gibt sone und solchne, nur keine, die wo nichts fressen.“ Und das wendete sie immer an, wenn ihr die Handlungsweise eines Menschen unverständlich war.

Sie war so stark wie sie gut war. Übrigens, wer erinnert sich nicht an ihren bekannten ‚Lebenswecker‘, mit dem sie ihre Freunde und Patienten beschenkte? Sie war so stark, dass sie einen Kranken, einen ausgewachsenen Mann von einem Bett ins andere trug, wie ein Kind. Das habe ich selbst gesehen. Der Spruch von Schwester Olinda...

Ein Beispiel. „Da war ein Mann, Thyphuskranker. Ich glaube er nannte sich Hugo. Als er schon auf Besserung war, fragte ich ihn, was er täte, was sein Beruf sei?“ Er antwortete: „Ich bin vieles, und bin nichts. In der Schule kam ich nicht mit. Als ich 15 Jahre alt war, fragte mich mein Vater, was ich werden wollte.“ „Ich will arbeiten,“ sagte ich. „Laß mich mauern, tischlern und anstreichen lernen.“ Mein Vater war ein studierter, gebildeter Mann aber er tat mir meinen Willen.

Die Schwester betrachtete Hugos Hände: „Aber Sie haben doch nicht die Hände eines Handwerkers, das sind doch Hände eines Künstlers. Da lächelte der Kranke still vor sich hin, so in sich hinein, und sprach: „Ich kann alles, was mit dem Bauen zusammenhängt, habe auch Hand angelegt und wie... aber gelebt... gelebt habe ich der Schönheit“ und leise fügte er hinzu: „und für die Schönheit. Es gibt Häuser hier in Rio Grande do Sul, die haben Sie schon auf Postkarten gedruckt gesehen. Die habe ich weder projiziert noch gebaut. Ich habe mir den Plan angesehen und das Gelände und habe gesagt, hier muss es stehen, damit es in die Landschaft hinein passt. Beim Bau war ich dabei, habe auch Hand angelegt. Aber hauptsächlich habe ich mich mit der Landschaft befasst, wo Terrassen angelegt werden mussten, was gepflanzt werden sollte und wohin die Blumen, Sträucher, Bäume und Rasen, und wo man eventuell einen Stausee anlegen konnte. Heute nennt man das ‚Paisagista‘. Früher hatte es noch keinen Namen und ich konnte auch nicht viel dafür verlangen. Sehen Sie, liebe Schwester, so lebe ich für die Schönheit und von der Schönheit. Mein Haus sollten Sie sehen! Ohne Schönheit kann ich nicht sein.“

Schwester Olinda nickte nachdenklich mit dem Kopf, dass die gestärkte, schneeweiße Schwesternhaube nur so flatterte und sagte mit Nachdruck, „Ja, ja. Es gibt sone und

solchne, nur keine, die wo nichts fressen.“

Fonte:

Zwanziger, Iris. *Die alte Truhe*. 2ª ed. Campinas, edição da autora, 2000, p. 95-99.